

Reisen



Franz Joachim Schultz



Evelyn Waugh
*Expeditionen
eines
englischen
Gentleman*

Diogenes

Evelyn Waugh: Expeditionen eines englischen Gentleman. Mit einem Nachwort von Rainer Wieland. a.d. Englischen von Matthias Fienbork. Diogenes 2018 · 326 S. · 24.00 · 978-3-257-07026-2 ★★★★★

1930 reiste der englische Schriftsteller Evelyn Waugh (1903–1966, bei uns vor allem bekannt durch seinen Roman *Wiedersehen mit Brideshead*) als *Times*-Sonderkorrespondent nach Addis Abeba, um über die Krönung von Haile Selassie zu berichten. Er entscheidet sich, danach nicht gleich wieder nach England zurückzukehren. Stattdessen führt ihn sein Weg nach Harar, Dschibuti, Aden, dann nach Kenia und von dort quer durch den Schwarzen Kontinent bis zur Westküste. So jedenfalls war sein Plan. Am Ende, nach einer Odyssee durch Belgisch-Kongo, landet er in Kapstadt... Wochen vorher, in Mombasa, wo er auf üble Weise mit der Bürokratie der Kolonial-

verwaltung konfrontiert wird (auf der Reise ziemlich oft), schreibt er: „Und so betrat ich Kenia, wild entschlossen, meinen Teil zu dem schon ohnehin vorhandenen Berg an abfälliger Literatur beizutragen...“ (S. 211)

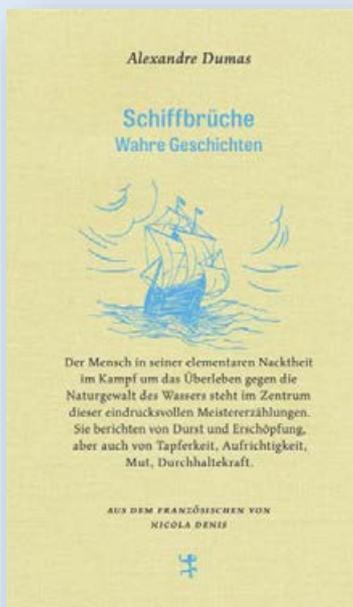
Abfällig sind viele Passagen in diesem Reisebericht. Das passt zu dem, was seine Biographin Selina Hastings, die im kenntnisreichen Nachwort von Rainer Wieland zitiert wird, über ihn schreibt: ‚Er war einer der großen Prosaschriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts, und als Mensch war er ein Scheusal.‘ Die ganzen Krönungszeremonien in Addis Abeba werden von ihm als einzige unverständliche Farce geschildert. Das betrifft einerseits das arrogante Gehabe der geladenen europäischen Gäste, aber auch die Kultur, die er dort antrifft. So berichtet er z. B., wie er einen Blick in das Allerheiligste werfen durfte. Drinnen „lag ein erstaunliches Durcheinander von Müll. Wir hatten nicht die Zeit, alles zu registrieren, aber in diesem kurzen Moment bemerkte ich einen Korbstuhl, einen Haufen Kleider, zwei, drei Regenschirme, einen Koffer aus Kunstleder, einige Zeitungen, eine Teekanne und einen Emailkübel.“ (S. 104)

Man kann jedoch nicht sagen, dass er sich als überheblicher Kolonialist aufführt. Er versucht, diese fremde Welt zu verstehen, was ihm aber nicht immer gelingt. Dann wieder große Begeisterung. In Kenia hat er sich richtig verliebt. „Das Land hat etwas, das ich sonst nur in Irland gefunden habe – Anmut, Weite und Großzügigkeit.“ (S. 216) Und etwas später: „Die Landschaft ist atemberaubend, schöner als alles, was ich in Abessinien gesehen habe; wohin man auch blickt – unendlich weites Hochland bis an den Horizont.“ (S. 233) Doch einige Male kommt er in Situationen, die er nur als Alptraum bezeichnen kann. Dazu gehört auch die Langeweile, die er und alle Reisenden in den Tropen erleiden. Über seine böartigen Bemerkungen muss man immer wieder grinsen. Doch seine Erkenntnisse sind oft erstaunlich. So fragt er sich etwa, „ob überhaupt die europäische Kolonisierung Afrikas in irgendeiner Form überleben kann“. (S. 232)



Dazwischen viele komische (oder tragikomische) Szenen, die von ihm lakonisch geschildert werden. Wenn es etwa um das Essen geht: Oft war es grauenhaft, einige Male aber auch sehr gut. Einmal sitzen die Beteiligten unter einem Orangenbaum und trinken Chianti, „während viele kleine rote Ameisen zu Hunderten über den Tisch wanderten und uns von oben auf den Kopf fielen.“ (S. 114f.) In einer Farm in Kenia „erwartete uns ein ausgezeichnetes Dinner. Wir widmeten uns den Bienen, die sich zum Schlaf in verschiedenen Kommoden und Schränken im Wohnzimmer niedergelassen hatten.“ Sie wimmelten dann durch das ganze Haus, stachen die Besucher und wurden schließlich von einem Boy in Wannen mit siedend heißem Wasser geschaufelt... (S. 243) Auf einem Kongodampfer will der Kapitän unbedingt Waughs Motorrad sehen. Er hat zwar einiges dabei, aber gewiss kein Motorrad. Doch der wohl besoffene Kapitän lässt sich nicht überzeugen und zwingt Waugh, das Schiff zu verlassen. Nun muss er zwei Tage in Bukama ausharren, einem Ort, von dem er schreibt: „Wenn je ein Ort die Bezeichnung ‚gottverlassen‘ im wahrsten Sinne verdient hat, dann dieser.“ (S. 275ff.)

Der *Guardian* schrieb über dieses Buch: „Bitterböse und unterhaltsam, stets originell und voller scharsinniger Beobachtungen.“ Dem kann ich nur beipflichten.



Alexandre Dumas: Schiffbrüche. Wahre Geschichten.
a.d. Französischen und mit einem Nachwort von Nicola
Denis. Mit einem Essay von Volker Harry Altwasser.
Matthes & Seitz 2017 · 246 S. · 24.00 · 978-3-95757-
517-3 ★★★★★

Der Mensch in seiner elementaren Nacktheit
im Kampf um das Überleben gegen die
Naturgewalt des Wassers steht im Zentrum
dieser eindrucksvollen Meistererzählungen.
Sie berichten von Durst und Erichöpfung,
aber auch von Tapferkeit, Aufrichtigkeit,
Mut, Durchhaltekraft.

AUS DEM FRANZÖSISCHEN VON
NICOLA DENIS



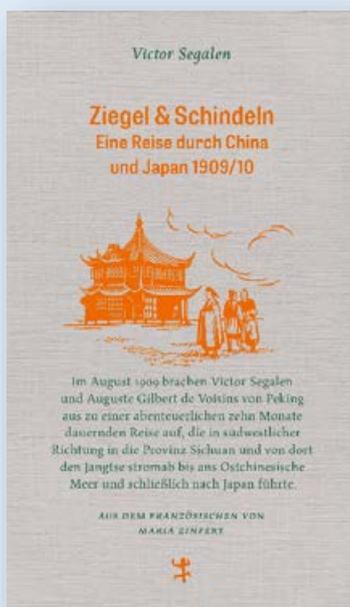
Von Alexandre Dumas, bekannt durch Romane wie *Die drei Musketiere*, *Der Graf von Monte Christo* u. v. a.) gibt es noch viel zu entdecken. Hat er nicht selber einmal behauptet, er habe vier- bis fünfhundert Bände geschrieben? Was durchaus stimmen könnte, denn seine Romane sind, großzügig gedruckt, immer in mehreren Bänden erschienen. Hinzu kam noch eine üppige Produktion für Zeitungen und Zeitschriften. Ich selber besitze eine Ausgabe vom *Journal des Journaux* (Paris 1844; eine Zeitung, in der Texte erschienen, die bereits in anderen Zeitungen veröffentlicht worden waren) – darin ein spannender Bericht über eine Besteigung des Vesuv von Dumas. Wahrscheinlich weiß heute in Frankreich niemand etwas davon, von einer Übersetzung ins Deutsche ganz zu schweigen. Vermutlich schlummern aber auch noch Romane von ihm in den Archiven. Claude Schopp, der renommierteste französische Dumasforscher, hat 2005 den Roman *Le Chevalier de Sainte-Hermine* herausgegeben. Dieser Roman war



seinerzeit als Fortsetzungsroman in der Zeitung *Le Moniteur Universel* erschienen (1869), nicht aber in Buchform.

Verleger, die für das deutsche Publikum noch unbekannte Texte von Dumas suchen, müssen das 650 Seite starke Dumas-Wörterbuch von Claude Schopp konsultieren (*Dictionnaire Dumas*. 2010). Darin steht auch ein Artikel über die *Drames de la mer* (so der Originaltitel). Schopp listet hier (S. 172f.) peinlich genau auf, welche Quellen Dumas benutzt hat, und er nennt die beiden Ausgaben, die zu Dumas' Lebzeiten erschienen sind: 1852 eine Ausgabe in zwei (!) Bänden und eine illustrierte Ausgabe von 1863. Ich finde es ein wenig schade, dass Matthes & Seitz nicht einige Illustrationen für die deutsche Ausgabe übernommen hat. Der Berliner Verlag hat diesen Band schon einmal vor einigen Jahren herausgegeben. Nun erscheint er noch einmal in der neu von Pauline Altmann schön gestalteten Französischen Bibliothek.

Die Texte könnte man als Seemannsgarn bezeichnen. „Horror und Heroismus auf hoher See, schlicht atemberaubend“, schrieb Werner Krause zur ersten Ausgabe des Bandes (2012). Das finde ich etwas übertrieben, doch viele Passagen sind durchaus spannend und ergreifend. Andere Passagen schleppen sich ein wenig dahin, andere sind fast schon poetisch, wie z. B. diese: „Es schien, als habe sich ein Engel unter die Menschen verirrt, dem materielle Gefahren nichts anhaben konnten und der im Augenblick des Abschieds von dieser Welt seine bisher unsichtbaren Flügel ausbreiten und in den Himmel aufsteigen würde.“ (S. 117) Im Nachwort von Nicola Denis, die auch die gut lesbare Übersetzung geliefert hat, und in dem folgenden Essay von Volker Harry Altwasser erfährt der Leser das Wichtigste über diese vier historischen Schiffskatastrophen und über die Entstehung der Texte.



Victor Segalen: *Ziegel & Schindeln. Eine Reise durch China und Japan 1909/10.* a.d. Französischen übersetzt, hrsg. und mit Anmerkungen sowie einem Nachwort versehen von Maria Zinfert. Matthes & Seitz 2017 · 328 S. · 28.00 · 978-3-95757-485-5 ★★★★★

Ab Juni 1909 reiste der französische Arzt und Schriftsteller Victor Segalen (1878–1919) für mehrere Monate durch China. Zum Teil mit seinem Freund Auguste Gilbert de Voisin. Die entbehrungsreiche Reise führte die Expedition bis weit in den Westen Chinas und dann nach Shanghai. Segalen reiste später noch nach Japan. Das ist der Gegenstand dieses Buches. Wer in darin einen aufregenden oder auch unterhaltsamen Reisebericht durch das wilde China zu finden glaubt, wird enttäuscht werden. Aber er bekommt viel mehr!



Nur ein kurzes Zitat, um einen Eindruck von Segalens Schreibweise zu vermitteln: „Die Sonne ist kaiserlich, der Himmel wunderbar himmlisch, das belebte Wasser trinkt sich mit azurnen Farben & alle Blüten geben ihr Bestes ... Die Weiße, wer fürchtet sie nicht ...“ (S. 100) Segalen beschreibt nicht (oder selten). Bisweilen verwendet er überraschende Vergleiche: „Das war aufgezogen wie ein Wagner’sches Drama.“ (S. 66) Maria Zinfert charakterisiert das so in ihrem Nachwort: Segalen unternimmt es, „den Widerhall exotischer Milieus auf seine Anwesenheit aufzuzeichnen. In dem er also nicht einfach seine Sicht der Dinge beschreibt, sondern so tut, *als sprächen die Dinge*, macht er die Bewegung der *Extraversion* zur eigentlichen Bewegung seines Werkes.“ (S. 292)

Es empfiehlt sich, dieses Nachwort zuerst zu lesen. Es ist eine sehr schöne Einführung in Segalens Denk- und Schreibweise. Ich möchte hier einen anderen Weg gehen, um diesen ‚merkwürdigen‘ Autor zu begreifen. Seit 1901 war Segalen freundschaftlich mit dem französischen Dichter Saint-Pol-Roux (1861–1940) verbunden, den die Surrealisten als einen ihrer Vorläufer verehrten. Es verwundert ein wenig, dass diese Freundschaft, die immerhin bis zu Segalens Tod währte, in Zinferts biographischem Abriss (S. 307–315) nicht erwähnt wird. Denn aus meiner Sicht hat Segalen wichtige Anregungen von Saint-Pol-Roux für seine Schreibweise erhalten. Nach seiner Reise als Marinearzt durch die Südsee arbeitete Segalen an einem Roman über die Welt der Maori. (*Les Immémoriaux*. 1907 / *Die Unvordenklichen*. Insel Verlag. 1986) Er wollte aber nicht im Stil des Romanciers Pierre Loti schreiben. Dazu schrieb ihm Saint-Pol-Roux in einem Brief vom 21. Januar 1904: „Loti hat uns den offenbar oberflächlichen, vielleicht sogar falschen Zauber von dort unten geschildert; es ist an Ihnen, davon das Epos, die legendäre und philosophische Wahrheit zu überliefern“. So in etwa wollte Segalen dann später auch über China schreiben. Die Notizen, die nun hier in der schön gestalteten ‚Französischen Bibliothek‘ von Matthes & Seitz vorliegen, waren wohl eine Vorstufe dazu.

Später war Arthur Rimbaud, für den sich Segalen sehr interessierte, ein Thema in diesem Briefwechsel. Dazu schrieb ihm Saint-Pol-Roux: „Nun zu Rimbaud. Letztlich glaube ich, dass seine ‚Forschungsreise‘ nichts Anderes war als ein Gedicht in Aktion in legendären Gegenden...“ (Brief vom 29. April 1905) Vielleicht sah Segalen seine Reise durch China auch als ein „Gedicht in Aktion“. So jedenfalls könnte man seine Notizen lesen. Viele Passagen sind reine Poesie. Dazwischen immer wieder ganz konkrete Bemerkungen wie z. B. diese: „Der Tourismus gefällt uns nicht.“ (S. 179) Ähnliche Gedanken findet man auch in einem Brief über Batavia an Saint-Pol-Roux vom 1. November 1904: „Soweit wie möglich habe ich die Europäer gemieden, die protzigen Hotels, die in den alten Palästen untergebrachten Clubs...“

Wie anfangs gesagt: Dieses Buch ist kein simpler Reisebericht, es ist viel mehr. Letztendlich der Versuch, die fremde Welt nicht zu vereinnahmen, sondern sie selber sprechen zu lassen. Man kann, man muss aber Gefallen finden an Beschreibungen wie diesen: „Der große Fluss ist breit & sehr kalt. Er hat seinen nördlichen Schutzschirm verloren & der Atemhauch der ganzen Mongolei streift über ihn & macht ihn schlottern.“ (S. 175) Dann ist die Lektüre ein einmaliges Erlebnis.

(Zitate aus dem *Briefwechsel* zwischen Saint-Pol-Roux und Segalen, Berlin. Verlag Rolf A. Burkart. 1986.)



Leonie Müller: Tausche Wohnung gegen Bahncard.
Vom Versuch, nirgendwo zu wohnen und überall zu leben. S. Fischer 2018 · 252 S. · 14.99 · 978-3-596-29689-7 ★★★★★

Anfang 1976 kaufte sich der Schriftsteller Sten Nadolny eine Netzkarte (so hieß das damals) und fuhr kreuz und quer durch Westdeutschland. Daraus entstand sein Buch *Netzkarte* (1981), in dem er allerdings diese Reiseerlebnisse einem fiktiven Ole Reute zugeschrieben hat. Darin lesen wir: „Im Zug von Westerland nach Hamburg ... Ich entdecke wieder das Gefühl, in einem Land gewesen zu sein, von dem alle meine Bekannten nichts wissen.“ (S. 58) Vielleicht hat dieses Gefühl auch Leonie Müller (*1992), wenn sie mit ihrer Bahncard 100 unterwegs ist. Sätze wie dieser deuten das an: „Vielleicht ist Heimat da, wo es komisch ist, nicht auszusteigen.“ (S. 83)

Eine schöne Idee: Die Wohnung aufgeben und sich eine Bahncard für alle Züge zu besorgen. Freunde und Verwandte dürften die Stirn gerunzelt haben. Ihre Großmutter fand es gut. Entstanden ist ein sehr unterhaltsames Buch, das man in einem Zug (Achtung: doppeldeutig!) lesen, aus dem man sich aber auch immer wieder ein Kapitel auswählen kann, um es z. B. im Zug (eindeutig!) zu lesen. Vielleicht von Dortmund nach... Dort stand Leonie Müller nachts um zwei und denkt nach über das Warten. Eine Tätigkeit (?), die einem immer ‚begegnet‘, wenn man mit der Deutschen Bahn unterwegs ist. Nein, das Buch ist kein Loblied auf die Deutsche Bahn. Es zeigt nur, wie man auf vergnügliche Weise dieses Verkehrsmittel nutzen kann.

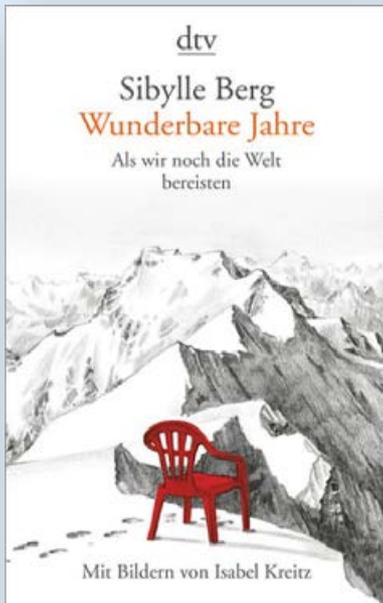
Es ist eine „freiwillige Lebensgemeinschaft mit der Deutschen Bahn“. (S. 28) Dazu gehört schon eine gute Portion Optimismus, sonst könnte man nicht schreiben: „Trotz des suboptimalen Anfangs meiner Wohnraumlosigkeit bin ich zuversichtlich, das richtige Abenteuer zur richtigen Zeit gewagt zu haben...“ Und dieser Optimismus durchweht das ganze Buch, auch wenn gelegentlich melancholische Töne angeschlagen werden. Solche Menschen nennt man Nomaden, Sesshaftigkeit ist nicht ihr Ding. Auf einer Konferenz zu diesem Thema erkennt die Autorin: „Es geht nicht darum, alles über den Haufen zu werfen, aber es geht darum zu hinterfragen.“ (S. 50)

Solche Fragen (Was ist Heimat? Wo bin ich zuhause?) begleiten die Autorin. Oder: „Wann wurde die Sesshaftigkeit erfunden? (S. 51ff.) Kann man auf diese Weise unabhängig werden? Welche Erinnerungen kommen bei einer solchen Reise wieder hoch? Zum Beispiel an die Kinderferien an der Nordsee (S. 196). Oder: „Warum hat der Begriff ‚Heimat‘ immer noch keinen Plural?“

Dazwischen die kuriosesten Begegnungen. Menschen gibt’s, die gibt es gar nicht. Aber auch mit Hermann Hesse, von dem sich die Autorin zwei Bücher in einem kleinen Antiquariat kauft. Die Erkenntnis: Er „war sein ganzes Leben lang auf der Suche nach der richtigen Mischung aus Sesshaftigkeit und Unterwegssein, aus Konformität und Freiheit.“ (S. 78) Wir wollen hoffen, dass die



Autorin diese richtige Mischung einmal finden wird. Allgemeiner: Dass wir sie einmal finden werden. Ich weiß nicht warum, aber bei der Lektüre dachte ich manchmal an den *Taugenichts* von Eichendorff.



Sibylle Berg: Wunderbare Jahre. Als wir noch die Welt bereisten. Mit Bildern von Isabel Kreitz. dtv 2018 · 190 S. · 10.90 · 978-3-423-14636-4 ★★★★★

Die meisten Deutschen denken nicht lange darüber nach. Sommerzeit ist Reisezeit. Da wird der Urlaub gebucht. Gerne auch nach Antalya, obwohl... Über den türkischen Präsidenten darf hier nicht Negatives gesagt werden. Oder nach Tunesien, obwohl... Ach, das ist doch längst vergessen. Sibylle Berg aber hat es klar erkannt: Die Zeit der ‚reizenden Reisen‘ ist vorbei. Überhaupt lässt sich über so manches Reiseziel nicht gerade Erfreuliches berichten. Und das tut die Autorin. Das Buch ist bereits 2016 als Hardcover im Hanser Verlag erschienen. Doch mit dieser neuen, wohlfeilen Ausgabe kann jeder sich an den oft bösen Schilderungen und Bemerkungen erfreuen.

Nehmen wir Bayreuth zum Beispiel. Dazu Sibylle Berg: „Wagner hieß für mich DEUTSCH, braun, Kitsch, Neuschwanstein, Walhalla, Schäferhunde...“ Das ist doch alles vorbei, denkt man sich, doch die Autorin fährt fort: „Die Gesellschaft in der ich mich vor dem Opernhaus befand, tat nichts, um Vorurteile zu entkräften.“ (S. 26) Und es wird noch schlimmer: „Fast rauscht mein rechtes Ärmchen gen Himmel.“ (S. 28) An deutscher Kultur soll die Welt wohl noch immer genesen? In Bayreuth oder in Weimar. Leider kommt auch die Klassikerstadt in der Nähe von Buchenwald bei Sibylle Berg nicht gut weg. Vielleicht hat Österreich mehr zu bieten, Wien zum Beispiel. Aber: „Das war mein erster Kontakt mit Wien, mit der Ringstraße („eine zwölfspurige Autobahn“), ein Trauma, das mich Jahre prägen sollte.“ (S. 92) An die rechtspopulistische FPÖ will sie gar nicht denken... (S. 93)

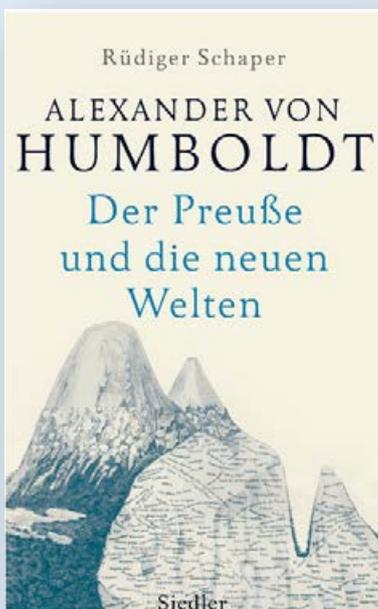
Wie steht's mit anderen europäischen Städten, Regionen und Ländern? Mazedonien, London, Wallis, Italien, Cannes. Dazu könnte man Gottfried Benn zitieren: „Ach, vergeblich das Fahren!“ Oder eben Sibylle Berg, die über Cinque Terre schreibt: „Da sind nur noch Touristenmassen, die sich mit Reiseleitern durch die kleinen Orte schieben, sind überfüllte Restaurants mit viersprachigen Speisekarten, ist das Gefühl, ein Portemonnaie auf zwei Beinen zu sein...“ (S. 140) Ich überlasse das Vergnügen den Lesern, diese Europa-Kapitel zu lesen.

Und die Kapitel über außereuropäische Reiseziele, wo es allerdings auch gefährlich werden kann, wie etwa in Tel Aviv. Nein, das sind keine Böller, das ist ein Anschlag! Im letzten Kapitel geht es



an den Amazonas, in den Dschungel, in das Brasilia Palace-Hotel. „Vorn liegt es auf der Straße auf, und hinten sieht man, dass es auf Holzpfählen steht. Ungefähr drei Meter über einem Boden, der aus Matsch, Abfall und Insekten besteht. Hundert Meter hinter dem Hotel steht der Regenwald wie eine feindliche Armee. Im Zimmer ist ein Loch als Fenster, damit nachts die Tiere und Insekten behende reinkommen. Im Zimmer fünfzig Grad.“ (S. 178) Und weiter geht's ins Goldgräbercamp. „Da unten machen die Goldgräber weiter wie immer. Sie suchen nach Träumen. Sie vertreiben die Indianer, machen die Flüsse schmutzig und unseren Regenwald kaputt. Sie saufen, und erschießen einander.“ (S. 185)

Wahrlich eine erfrischende Lektüre, dieses Buch, das ich nur empfehlen kann.



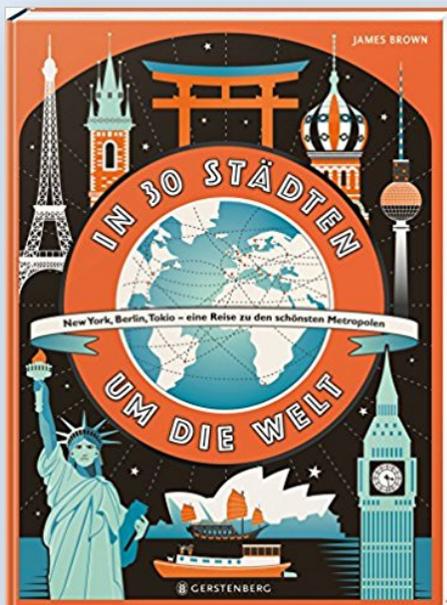
Rüdiger Schaper: Alexander von Humboldt. Der Preuße und die neuen Welten. Siedler 2018 · 286 S. · 20.00 · 978-3-8275-0074-8 ★★★★★

Alexander von Humboldt (1769–1859), ein ganz Großer unter den Deutschen. Im nächsten Jahr, am 14. September 2019, wird man seinen 250. Geburtstag feiern. Aus diesem Anlass sind bereits jetzt einige neue Bücher erschienen. Das Buch von Rüdiger Schaper verdient besondere Beachtung. Zum einen wird hier auf gut lesbare Weise der abenteuerliche Lebensweg dieses Forschers und Schriftstellers geschildert. Seine Jugend in Preußen, seine Reise durch das nördliche Südamerika – die Besteigung des Chimborazo ist nur eines der vielen Highlights. Die weiteren Reisen (zum Beispiel die nach Russland bis zur chinesischen Grenze) sein Ruhm, den er in Preußen, aber auch in Frankreich genießen durfte. Zum anderen gelingt es Schaper, Humboldts Hauptwerke sehr schön zusammenzufassen. Hier zwei Sätze zu den Ansichten der Natur: „Hier präsentiert sich Humboldt als souveräner Reiseschriftsteller, neben allem anderen. Die Ansichten der Natur sind ein Fluchtbuch, aber auch ein Freiheitsmanifest.“ (S. 160)

Man könnte ergänzen, und das kommt immer wieder in Schapers Buch direkt oder indirekt zur Sprache: Alexander von Humboldt war in allem, was er tat und schrieb, höchst souverän, er ließ sich, ähnlich wie sein Bruder Wilhelm, von nichts und niemandem von seinen Zielen ablenken. Alexander erscheint hier auch als ein Mensch, der, auch im heutigen Sinn, fortschrittliche Ideen vertreten hat. So hat er sich z. B. schon damals gegen den Sklavenhandel ausgesprochen. „Die Abscheu vor dem Sklavenhandel sitzt tief. Humboldt macht die Sklavenfrage zum großen politischen Thema. Sie zieht sich durch sein Werk, er lässt da nicht locker. Soziales Engagement und Empathie begleiten die wissenschaftlichen Anstrengungen.“ (S. 96) Rassismus in jeglicher Form ist ihm fremd. Noch im hohen Alter wird er „nicht müde, für die Juden Bürgerrechte zu fordern“. (S. 237)



Schaper formuliert vielleicht an einigen Stellen etwas salopp („Der Star, der aus den Tropen kam“, S. 141), doch so gelingt es ihm, Interesse zu wecken. Kombiniert mit Zitaten, präsentiert Schaper Humboldt als einen ganz besonderen Menschen. So z. B.: „Getrieben von einem ‚Geist der Unruhe‘, wie er es nennt, einem ‚Streben nach Tätigkeit, was mich plagt. Aus dieser inneren Unruhe erkläre ich es mir, warum körperliche Anstrengung mich so schnell aufheitert. Es ist dann eine Art Gleichgewicht im physischen und moralischen Menschen.‘ Es ist wieder so, als würde er über einen anderen sprechen.“ (S. 39) Oder über Humboldts Privatleben: „Er sucht, ein melancholischer Vampir, nach anderen Modellen des Zusammenlebens.“ (S. 70) Für Schaper ist Humboldt ein „preußischer Kolumbus“, ein „Netzwerker“, der sich gut verkaufen konnte, aber auch einer, der immer wieder die „majestätische und wohltuende Einsamkeit der Natur“ gesucht hat. In einem abschließenden Kapitel verfolgt Schaper Humboldts Weg über seinen Tod hinaus, bis heute: „Von Tegel zum Humboldt-Forum“. – Alexander von Humboldt, der große Reisende, der Forscher, der Schriftsteller... – ein Porträt, dem man viele Leser wünscht.



In 30 Städten um die Welt. New York, Berlin, Tokio – eine Reise zu den schönsten Metropolen.
Text von Lily Murray, ill. von James Brown, a.d.
Englischen von Leena Flegler. Gerstenberg 2018 ·
64 S. · 22.00 · 978-3-8369-5620-8 ★★

Mit seinem Roman *In 80 Tagen um die Welt* hat Jules Verne sicherlich sein erfolgreichstes Buch geschrieben. Das sieht man nicht zuletzt daran, dass der Titel immer wieder verwendet wurde, dass andere Autoren diese Reise, in Gedanken oder wirklich, auch unternommen haben. Von Jean Cocteau bis Helge Timmerberg. Außerdem wurde der Titel des Öfteren abgewandelt, z. B. *In 80 Phrasen um die Welt* (Wiglaf

Droste, 1992, 2003) oder *In 80 Gedichten um die Welt* (hg. Wolf

Durant, 2002). Und ganz aktuell: *In 80 Bäumen um die Welt* von Jonathan Drori. Die Zahl der Tage wurde auch einige Male verändert, z. B. von Matthias Politycki: *In 180 Tagen um die Welt* (2008). Und über die Verfilmungen will ich hier gar nicht reden. Nun also dieses Buch, wobei die Anlehnung nur in der deutschen Ausgabe zu finden ist. Der Titel der englischen Original lautet nämlich: *A World of Cities*.

Ich hätte diesen Titel beibehalten, bzw. so übersetzt: „30 Weltstädte“. Denn von einer Reise ist eigentlich nicht die Rede, auch wenn der Untertitel darauf anspielt. Die Reihenfolge der Städte ist willkürlich. Wer würde denn auch erst nach Kairo, dann nach Berlin, dann nach Shanghai, dann nach Kapstadt, dann nach Sankt Petersburg und dann nach Sidney reisen (so die Reihenfolge auf den letzten Seiten: S. 53 bis 63). Es geht also um Informationen zu einzelnen Städten,



jeder von ihnen ist eine Doppelseite gewidmet, illustriert im Retro-Stil (so wird das jedenfalls auf der Rückseite bezeichnet).

Allerdings kann man darüber streiten, ob diese Informationen wirklich gut ausgewählt wurden. Zu Paris heißt es da z. B.: Hier „gibt es mehr als 400 Parks und Gärten, über 200 Kirchen, 37 Brücken über die Seine“; hier „gibt es nur ein Stoppschild“ (was ich bezweifle) „und einen Baguette-Grand-Prix und etwa 200 000 Hunde“. Auch das bezweifle ich, es dürften weitaus mehr sein, wenn man an die Häufchen denkt, in die man ständig tritt. Muss man andererseits zu Berlin daran erinnern, dass diese Stadt „im Zweiten Weltkrieg durch Luftangriffe der Alliierten (USA, UdSSR, Frankreich und Großbritannien) fast komplett zerstört“ wurde? (S. 55) Meines Wissens hatten die Franzosen auch gar keine Bomber.

So könnte man zu jeder Seite herumkritisieren. Allerdings schließe ich nicht aus, dass vielen Lesern genau diese Art der Informationen gefällt.

Im Grunde ist jede Doppelseite ein eigenes ‚Kunstwerk‘. Aber dazu muss ich leider meinen wichtigsten Kritikpunkt formulieren. Warum nur diese Doppelseiten? Der Falz in der Mitte zerstört eigentlich das ganze Städtebild. Außerdem würden sicherlich viele Leser das Bild ihrer Lieblingsstadt bei sich zuhause aufhängen, was so natürlich nicht möglich ist. Hätte man das möglich machen können? Ja, man hätte für jede Stadt nur eine Seite verwenden können. In der Originalausgabe ist das auch so, wenn ich mich nicht irre. Dann hätte sich jeder Leser die Seite zu seiner Lieblingsstadt zum Einrahmen kopieren können. Noch besser: Man hätte die Seiten lose in einer Mappe veröffentlichen können, so wie der Taschen Verlag seine Posterbooks herausgebracht hat. Aber das hat man nun leider nicht gemacht. Immerhin bleibt aber dann doch noch das Vergnügen, jede einzelne Stadt auf ihrer Doppelseite zu erkunden. Auf witzige Überraschungen kann man gespannt sein.



Mary Shelley: Streifzüge durch Deutschland. Reiseberichte. Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Michael Klein. Morio 2018 · 200 S. · 19.95 · 978-3-945424-65-0 ★★★★★

Wie war es, vor 150 oder 200 Jahren durch Deutschland zu reisen? Man lese dazu die Reisenotizen von Mary Shelley (1797–1851), die nicht nur den Frankenstein geschrieben hat. Zwei Reisen (1840 und 1842) hat sie durch Deutschland unternommen.

Bei der ersten kam sie von Frankreich her und schrieb über die Etappe von Metz nach Trier: „Wir befanden uns nun in einem Kerngebiet deutscher Rasanz.“ (S. 23) Das ist bittere Ironie, denn

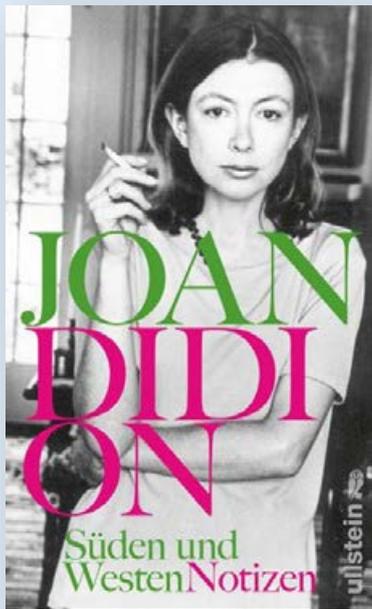


für die Entfernung von fünfundfünfzig Meilen benötigte die Kutsche vierzehn Stunden. Dann folgen weitere Bemerkungen über das mühsame Reisen in Deutschland, denn „die Besonderheit des Reisens in Deutschland besteht in den häufigen und langandauernden Aufenthalten.“ Und die Gasthöfe, in denen man warten oder übernachten muss, entsprechen nicht immer den Erwartungen dieser englischen Lady, die mit ihrem Sohn, dessen Freund und ihrem Dienstmädchen unterwegs war. In Stuhlingen z.B. wurde das Gasthaus von einem ‚anmaßenden Menschen‘ geführt und ‚wir bekamen das schlechteste und unangenehmste Mittagessen, das uns auf unseren Reisen begegnete, serviert‘. (S. 56) Auch mit der Sauberkeit ist es nicht immer zum Besten bestellt. Doch dann heißt es (auf der Fahrt von Heidelberg nach Karlsruhe): „Die Städte wirken gesund, gemütlich und sauber.“ (S. 45)

So könnte man nun weitere positive und negative Bemerkungen aus diesem Reisetagebuch auflisten. Etwa auch allgemein über die Deutschen, über die sie schreibt: „Es gibt keine gutaussenhenden Deutschen, und die schönsten Frauen sind ein, zwei Russinnen.“ (S. 96) Auch über das Essen findet man gegensätzliche Äußerungen. Mal ist es ausgezeichnet, mal heißt es (in Bad Kissingen): „Das Essen, das sie uns aufstichten, ist dermaßen unappetitlich, dass wir wirklich nur gerade das zu uns nehmen, was zum Leben unerlässlich ist.“ (S. 89) Auch die Betten lassen zu wünschen übrig: „Deutsche Betten sind so befremdlich unbequem wegen dieser sonderbaren Matratzen, mit denen sie ausgestattet sind.“ (S. 85) Leider erfahren wir nicht, was das Sonderbare und Unbequeme an diesen Betten ist. Allgemein lässt sich allerdings sagen, dass der Tourismus damals in einigen Gegenden Deutschland recht gut organisiert war.

Doch dieses Buch hat mehr zu bieten. Besonders die Notizen zur zweiten Reise, in der es u.a. nach Berlin und Dresden ging, bieten viele höchst interessante, kulturhistorische Beobachtungen. Vom Berliner Neuen Museum heißt es: „Das Gebäude selbst ist schön, die große Rundhalle, durch die man die Statuengalerie erreicht und auf die man von der offenen Galerie aus später wieder hinuntersieht, übertrifft an Eleganz und Großzügigkeit alles, was ich bisher gesehen habe, mit Ausnahme vom Vatikan.“ (S. 120f.) Was für ein Vergleich! Die kleine Gruppe erfreut sich an den Gemälden, die sie in Berlin und Dresden sehen, aber auch an Wanderungen wie z.B. durch die sächsische Schweiz. Besonders beeindruckend: der Blick von der Bastei auf die majestätisch dahinfließende Elbe. (S. 164) Dann aber wieder: „An der Bastei gibt es einen Gasthof, in dem wir speisten. Die deutsche Küche ist sehr schlecht, und wir mussten lange warten und wurden nur schleppend bedient.“ (S. 165)

Insgesamt eine unterhaltsame Lektüre, bei der man viel über das damalige Deutschland erfährt. In den Anmerkungen und im kenntnisreichen Nachwort des Herausgebers bekommt der Leser weitere Informationen. Mit den zahlreichen Abbildungen aus dieser Zeit werden ihm viele Orte vor Augen geführt. Nach den Erzählungen von James M. Barrie und dem Fall Oscar Slater von Conan Doyle hat Michael Klein auch mit diesem Buch eine bemerkenswerte Erstübersetzung veröffentlicht.



Joan Didion: Süden und Westen. Notizen. a.d. Amerikanischen von Antje Rávic Strubel. Ullstein 2018 · 160 S. · 18.00 · 978-3-550-05022-0 ★★★★★

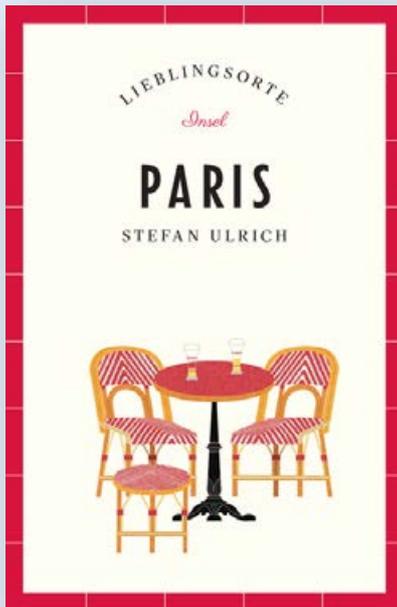
Es war im Jahr 1976. Damals bin ich mit Freunden über einige Wochen in einem alten VW-Bus die amerikanische Ostküste, von Atlanta bis Cap Cod, rauf- und wieder runtergefahren. Darüber könnte ich viel berichten, was natürlich hier nicht das Thema ist. Nur eine Beobachtung will ich kurz schildern: Sobald wir uns von den großen und größeren Städten entfernten und durch Kleinstädte in der Provinz fuhren, ist uns die dort herrschende Armut immer wieder aufgefallen. Davon ist in den Reisenotizen von Joan Didion (*1934) auch immer wieder die Rede. Wenn ich über meine Reise berichten würde, könnte ich diese Zeile wortwörtlich übernehmen: „Ausgeschlachtete, rostende Autos überall, in Gräben, die Kopoubohne wuchert alles zu. Weiße wilde Bohnen, roter Schmutz.“ (S. 55)

Wenn ich selber berichten würde, was ich aber nicht tun werde – und wenn doch, würde mein Bericht bei weitem nicht an die Berichte von Joan Didion heranreichen. Mit ihren Reportagen, für die Vogue und andere Zeitschriften, ist sie weltbekannt worden. Dieser Band enthält Notizen zu Reportagen, die sie dann aber (aus verschiedenen Gründen) nicht geschrieben hat. Sozusagen Reportagen im Rohzustand, was aber den besonderen Reiz dieser Texte ausmacht. Der größere Teil trägt den Titel „Notizen zum Süden“ (S. 9–130), der zweite Teil bringt „Kalifornische Notizen“ (S. 131–148). Einleitend zum ersten Teil schreibt sie, dass es eigentlich keinen Auftrag für diese Reise in den Süden der USA gegeben habe. Im Sommer 1970 flog sie einfach „in Richtung Süden, mietete ein Auto und fuhr etwa einen Monat durch Louisiana, Mississippi und Alabama...“ (S. 21f.) Sie berichtet von seltsamen Menschen und seltsamen Begebenheiten, über die Landschaft, über das Essen... Beispielsweise über New Orleans: „Es gab heruntergekommene Antikläden, Verkaufsstände mit Tomaten und einen Schönheitssalon, der Femininer Flaum hieß. Die Schlangen, das verrottende Unterholz, das schwefelhaltige Licht: Die Bilder entsprachen exakt denen aus der Welt der Alpträume...“ (S. 28)

Es ist also keine schöne Welt, die uns hier begegnet, es sind die USA, wie sie damals waren, und wie sie vielleicht heute noch sind, abseits der Metropolen. Auch das Essen ist nicht gerade verlockend: „Das Essen schien für das Mittagsgeschäft frittiert und auf einer Wärmeplatte lauwarm gehalten worden zu sein. Essen ist eine Tortur, wie in einer Anstalt, etwas, das man aus Interesse am Überleben ertragen muss.“ (S. 95) Und immer die unerträgliche Hitze. „Um die Mittagszeit lag die Temperatur in Demopolis bei 36 Grad und jede Bewegung schien verflüssigt.“ (S. 77) Es gibt auch ein paar schöne Momente, doch insgesamt findet man ein Land, in das man nicht unbedingt reisen möchte. Faszinierend ist Didions Stil: Sie hat den genauen Blick, nüchtern berichtet sie über all diese merkwürdigen Begegnungen und Begebenheiten.



Im zweiten Teil fliegt sie nach San Francisco, eigentlich mit dem Auftrag, über den Prozess gegen Patty Hearst zu berichten. Aber auch dieser Artikel ist nie geschrieben worden. Stattdessen: „Hier geht es nicht um Patricia Hearst. Es geht um mich und das eigenartige Vakuum, in dem ich aufwuchs...“ (S. 137) Es handelt sich also größtenteils um Kindheitserinnerungen. Nathaniel Rich schreibt in seinem Nachwort: „Und doch ist Didions Stimme mit ihrem feinen Gespür für die Groteskerien und Eitelkeiten, die unter der Haut der täglichen Erfahrung tanzen, noch in ihrer zwanglosesten Ausprägung unverwechselbar.“ (S. 153) Es lohnt sich, dieser Stimme zu lauschen...



Stefan Ulrich: Paris. Lieblingssorte. Insel 2018 · 222 S.
· 12.00 · 978-3-458-36332-3 ★★★★★

Um es gleich vorweg zu sagen: Dieses Buch gehört ins Gepäck eines jeden Paristouristen. Man sollte sich allerdings mindestens eine Woche Zeit nehmen, um wenigstens ein knappes Dutzend der hier vorgeschlagenen Lieblingssorte aufzusuchen. Zwei an einem Tag sind durchaus möglich, z. B. könnte man erst den Jardin des Plantes erkunden und danach eine Stärkung im nahe gelegenen Café der großen Moschee zu sich nehmen. (S. 72–78) Oder die Galerie Vivienne mit ihren Läden und ihrem Bistro (S. 107f.) und... Eine kleine Kritik sei mir an dieser Stelle erlaubt. Stefan Ulrich schreibt selbst in seinem Vorwort, dass dieses Buch ei-

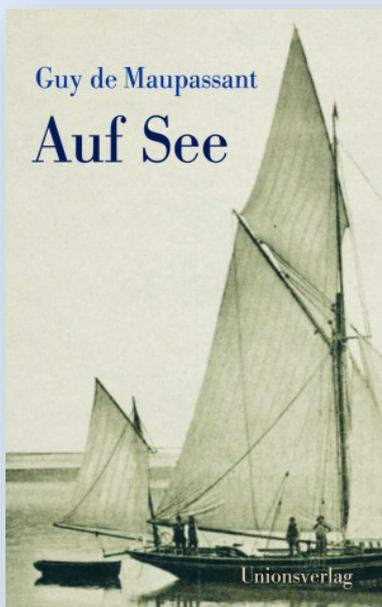
gentlich 666 Kapitel und nicht nur 66 enthalten müsste. Gleichwohl muss ein Autor, der ein solches Buch veröffentlicht, damit rechnen, dass jemand, der sich in Paris auskennt, ein paar Orte nennt, die hier nicht genannt werden. In unmittelbarer Nähe der Galerie Vivienne befindet sich z. B. die alte Bibliothèque Nationale, in der es immer eine interessante Ausstellung zu sehen gibt; und ein Blick in den großen, alten Lesesaal lohnt sich auf jeden Fall (rue Richelieu 58).

Hier noch zwei weitere Ergänzungen: Ulrich nennt den Flohmarkt von Saint Ouen, schreibt aber selbst: „Die Händler sind alle Profis.“ Schnäppchen lassen sich hier nicht machen. Da empfehle ich den Flohmarkt auf der Place Aligre (12. Arrondissement), wo man von Dienstag bis Sonntag noch feine Kleinigkeiten zu akzeptablen Preisen erstehen kann. Außerdem befindet dort noch eine der letzten Pariser Markthallen, in der alles für ein „casse-croute“ angeboten wird. Und da wir beim Essen sind: Pariser Restaurants vorzuschlagen, ist natürlich sehr schwierig. Ulrich nennt sieben, nicht gerade die billigsten. Ein Tipp von mir: das Bistro „Au Bon Coin“ in der rue Brancion 85. Hier gibt es mittags und abends leckere Gerichte, auch für den kleinen Geldbeutel. Und man hat nebenan den großen Büchermarkt unter den Dächern des ehemaligen Pferdeschlachthofs, der nicht nur Bücher in französischer, sondern auch in anderen Sprachen zu bieten hat (Englisch, Deutsch..., samstags und sonntags geöffnet). Und von dort sind es nur ein paar Schritte in den Parc Georges Brassens.



Doch damit genug mit dieser Beckmesserei. Ulrichs Buch ist eine Fundgrube, auch für Menschen, die glauben, Paris bestens zu kennen. In acht Kapiteln kann man fast ganz Paris erkunden; außerdem gibt es ein kurzes Kapitel mit Empfehlungen für eine Fahrt ins Pariser Umland. Praktisch ist, dass zu jedem Ziel die nächste Metrostation angegeben wird. Man besorge sich einfach einen aktuellen Metroplan, und los geht's. Den gibt es in jeder größeren Metrostation, aber auch in einem der großen Pariser Kaufhäuser. Ulrich geht näher auf das Kaufhaus „Le Bon Marché“ ein, nennt aber auch noch die Galeries Lafayette (hier gibt es auf jeden Fall einen Metroplan) und das Kaufhaus Printemps. (S. 67) Das große Shopping! Ulrich nennt aber auch andere kleine Läden und das Auktionshaus Drouot, in dem man allerdings etwas tiefer in die Tasche greifen muss.

Für das Kulturprogramm gibt es natürlich auch genügend Anregungen, allein vierzehn Museen werden kurz beschrieben. Ich kann's nicht lassen und nenne noch das kleine Musée de la Magie in der rue Saint-Paul 11. Höchst kurios! Musikfreunde besuchen die Opéra Bastille oder die alte Opéra Garnier. Ulrich erwähnt auch die Konzerte, die in einigen Pariser Kirchen gegeben werden. (S. 51) Auch in der Sainte Chapelle gibt es Konzerte, doch da muss man eine Kontrolle über sich ergehen lassen, die gründlicher ist als an Flughäfen. Das gilt derzeit leider für die meisten öffentlichen Gebäude in Paris. Da sollte einen aber nicht abschrecken, denn Paris hat viel zu bieten, und die schönsten Lieblingssorte findet man in diesem Buch. „Nimm mich mit!“ könnte der Untertitel lauten.



Guy de Maupassant: Auf See. a.d. Französischen von Cornelia Hastings. Mit einem Nachwort von Julian Barnes. Unionsverlag 2015 · 208 S. · 14,95 · 978-3-293-00487-0 ★★★★★

Wie man weiß, ist Guy de Maupassant (1850–1893) als Schriftsteller bei seinem väterlichen Freund Gustave Flaubert in die Lehre gegangen. Zeitweise wurde sogar gemutmaßt, Flaubert wäre sein leiblicher Vater gewesen. Darüber schreibt jedenfalls Herbert Lottman in seiner Flaubert-Biografie (Insel Verlag 1992), der da auch Flaubert zitiert: „Ich weiß nicht, ob Sie [Maupassant] Talent haben. Die Arbeit, die Sie mir mitgebracht haben, zeigt einen gewissen Grad an Intelligenz, aber vergessen Sie nicht, junger Mann: Talent ist, wie schon Buffon sagte, nichts anderes als große Ausdauer und Geduld.“

Maupassant hatte alles: Ausdauer, Geduld, Talent. Und nach sieben Jahren hatte er ziemlich schnell auch Erfolg. Zuerst mit seinen Erzählungen, und dann kam der große Knaller: sein Roman Bel-Ami (1885), der ihm auch viel Geld bescherte. So viel, dass er sich eine recht große Segelyacht kaufen konnte, die er dann auch Bel-Ami taufte. Zwei Schiffsleute konnte er anstellen und entlang der französischen Riviera durchs Mittelmeer schippern. Und das machte er wieder zu Geld,



indem er für verschiedene Zeitungen darüber Feuilletons schrieb und daraus dann ein kleines Buch machte.

Dieses Buch mit dem Titel *Sur l'eau* erschien 1888, 2012 erschien die deutsche Ausgabe in schöner Ausstattung im Mare Verlag. Nun hat es der Unionsverlag noch einmal in einer handlichen, aber ebenso schönen Ausgabe herausgebracht. Es enthält das eigentliche Buch, die zugrunde liegenden Feuilletons von Maupassant, gescheite Anmerkungen, eine Chronik zu Maupassants Leben und ein Nachwort von Julian Barnes. Darin heißt es: „Auf See ist ein hybrides Werk, teils Reisebericht, teils Autobiografie, teils Hymne an die Nacht, teils Verfluchung des Lebens.“ (S. 201f.) Gerade diese Mischung macht es für mich so lesenswert. Ich kann nur noch ein paar Zitate bringen, um diese Vielfalt zu demonstrieren und möglichst viele Leser zu gewinnen. Da geht es z. B. um schöne Ansichten:

Dann setzte ich mich an Deck an die frische Luft. Rund um mich her breitete Cannes seine Lichter aus. Nichts ist hübscher als eine vom Meer aus gesehene Stadt. (S. 34)

Später heißt es dann aber, dass sich in Cannes zu viele Fürsten tummeln, zu viele für ein demokratisches Land!

In Saint-Raphaël das Hässliche:

Gott, sind die Menschen hässlich! In diesem Festgetümmel bemerkte ich mindestens zum hundertsten Mal, dass die menschliche Spezies von allen die grässlichste ist. Und da lag ein Gestank von Pöbel in der Luft, der fade und ekelerregende Gestank von ungewaschenen Körpern, fettigem Haar und Knoblauch, jener Knoblauchdunst, den die Leute aus dem Süden durch Mund, Nase und Haut verströmen wie die Rosen ihren Duft. (S. 86)

Und hier das Ich dieses damals schon kranken Autors:

Gewiss an manchen Tagen bin ich so entsetzt über das, was ist, dass ich am liebsten tot wäre. So spüre ich die unwandelbare Eintönigkeit von Landschaften, Gesichtern und Gedanken, dass ich aufs Äußerste darunter leide. Die Mittelmäßigkeit des Universums erstaunt und empört mich, die Erbärmlichkeit aller Dinge erfüllt mich mit Abscheu, die Armseligkeit der Menschenwesen vernichtet mich. An manchen anderen hingegen freue ich mich an allem wie ein Tier. (S. 54)

Maupassant war nicht mehr viel genussvolles Leben vergönnt. 1891, so liest man in der Chronik: „Deutliche Verschlechterung seiner Gesundheit bei fortgeschrittener Syphilis“. (S. 189) Im selben Jahr ein Selbstmordversuch und später wird er Patient einer Nervenlinik, wo er bis zu seinem Tod am 6. Juli 1893 mehr vegetiert als lebt. Diesen Niedergang hat er vorausgeahnt und in seiner vielleicht berühmtesten Erzählung *Der Horla* (1886) geschildert. Das Buch ist also nicht das reinste Vergnügen, denn dunkle Ahnungen kommen zur Sprache. Dann aber wieder eine, wenn auch etwas kuriose, Lebensfreude:

„Wenn wie heute schönes Wetter ist, habe ich in den Adern das Blut lasziver und vagabundierender alter Faune, ich bin nicht mehr der Bruder der Menschen, sondern der Bruder aller Wesen und aller Dinge.“ (S. 55)

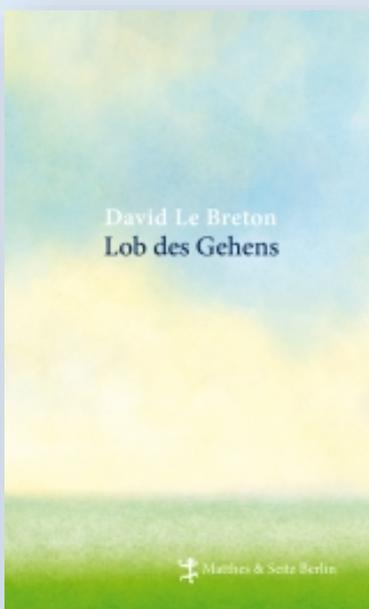


Maupassant war sich bewusst, dass er ein „hybrides“ Werk geschaffen hatte. Abschließend spricht er von diesen „unzusammenhängenden, unfertigen, kunstlosen Seiten, die willkürlich aufeinanderfolgen und planlos plötzlich abbrechen“. (S. 141) Aber genau das macht den Reiz dieses schmalen Buches aus.



Gehen, Wandern, Flanieren – Eine Arznei gegen Ängstlichkeit und Lebensüberdruß

Gibt es etwas, was allen Schriftstellern gemein ist? Der französische Schriftsteller JULIEN GRACQ (1910–2007) spricht in seinem Buch *Der große Weg* (Hanser 1996, S. 266) vom ewigen „Nomadentum der Schriftsteller, Denker und Philosophen“. Das kann im übertragenen Sinn verstanden werden: immer in Bewegung, von einem Thema zum anderen. Aber auch ganz konkret: Viele Autoren lieben das Gehen, den Spaziergang, das Wandern. Dabei entwickeln sie die besten Ideen, sagen sie. Gracq war selber auch ein großer Wanderer, vielleicht ist er deshalb so alt geworden. Bleiben wir in Frankreich und zitieren den Dichter SAINT-POL-ROUX (1861–1940), der in seinem Buch *La Randonnée* (1932) immer wieder vom Reisen, Wandern spricht. Wörtlich übersetzt: Die Wanderung. Die deutsche Ausgabe erschien allerdings unter dem Titel *Der Ausflug*, weil hier auch viel vom Fliegen die Rede ist (Berlin 1986). Saint-Pol-Roux preist z. B. den „Pilger aus der guten alten Zeit: Sein Fuß war im Glauben verwurzelt, um sich zu entwurzeln, später wieder angewurzelt, um sich abermals zu entwurzeln [...]“ (S. 43). Saint-Pol-Roux beklagt, dass die moderne Technik den Menschen vom Pilgern, Gehen, Wandern abhält.



David Le Breton: *Lob des Gehens*. a.d. Französischen
von Milena Adam. Matthes & Seitz 2015 · 192 S. · 19.90
· 978-3-88221-034-7

Nun ist im Berliner Verlag Matthes & Seitz das *Lob des Gehens* von DAVID LE BRETON erschienen. Bei der Lektüre ist man immer wieder versucht, aufzuspringen und zu einem längeren Spaziergang aufzubrechen. Aber man kann auch sitzen bleiben und beim Sinnieren die Gedanken wandern lassen. Zum Beispiel an dieser Stelle: „Das Gehen zeigt ein schönes Bild der Existenz, immer im Unfertigen, weil es unaufhörlich sein Spiel mit dem Ungleichgewicht treibt.“ (S. 63) Natürlich kommt auch der Flaneur zu seinem Recht, zum Beispiel bei PIERRE SANSOT, aus dessen Werken (z. B. *Poétique de la Ville*. 1996) zitiert wird. Le Breton über das Flanieren: „Wenn das urbane



Gehen jahreszeitlich bedingt ist, hängt es auch von der gebotenen Anziehungskraft der Straßen ab, der Einladung, die sie rundum aussprechen, oder der Ablehnung, die sie der Neigung des Flaneurs entgegensetzen.“ (S. 137) Alle Sinnesorgane sind aktiv. Le Breton geht im Einzelnen darauf ein, auf das Hören, das Sehen, das Fühlen, das Riechen (S. 143–153).

Ein verführerischer Satz zum Thema Riechen: „Manchmal sind es über dem Feuer schmorende Gerichte, die ihre Einladung durch geöffnete Fenster hindurch verbreiten und den Passanten in kulinarische Träumereien versinken lassen, Gerüche von Gewürzen, Saucen, Festtagsdüfte.“ (S. 152) Da kann man nur hoffen, dass diese Einladung nicht (oder doch?) wörtlich genommen wird... Im letzten Kapitel geht es um die „Spiritualität des Gehens“. Vom Jakobsweg ist die Rede, von den indischen Wandermönchen usw. „Das Gehen ist eine Arznei gegen Ängstlichkeit und Lebensüberdruß.“ (S. 174) Das ist vielleicht die wichtigste Botschaft dieses schönen Buches.

Hier möchte ich an AUREL SCHMIDT erinnern, der 2007 ein Buch über das *Gehen* veröffentlicht hat (Verlag Huber, Frauenfeld). Einige Themen, die Le Breton anschlägt, finden wir auch hier. Aber Schmidt ist konkreter. Bei ihm geht es auch um die „Mechanik des Gehens“, um verschiedene Gangarten, um „meditatives und kompetitives Gehen“. Besonders gut gefallen mir seine Ausführungen über „Große Geher“, wo er über Jean-Jacques Rousseau, Karl-Philipp Moritz, Johann Gottfried Seume, William Wordsworth, Robert Walser und einige andere schreibt. Für WALSER (1878–1956) ist „Gehen die vorwärtstreibende Kraft“. Schmidt zitiert ihn: „Auf weitschweifigen Spaziergängen fallen mir tausend brauchbare Gedanken ein, während ich zu Hause eingeschlossen jämmerlich verdorren, vertrocknen würde.“ (S. 231) Wer geht, ist der „glücklichste Mensch auf Erden“. Lesenswert auch das „Glossar der Gangarten“ am Ende des Buches (S. 279 ff.): Bum-meln, sich Ergehen, Latschen, Lustwandeln, Schlendern, Streunen... Das sind nur einige der Gangarten, die Schmidt kurz vorstellt. Das Warten gehört natürlich nicht hier her. Für Saint-Pol-Roux ist es allerdings das „Laufen des Herzen“ (a.a.O. S. 78)

Nach langen Wanderstrecken muss jedoch auch Ruhe sein. JOHANN GOTTFRIED SEUME (1763–1810) schrieb am Ende seines Berichts über seinen *Spaziergang nach Syrakus*: „Mir däucht, dass ich nun einige Wochen ehrlich lungern kann.“ Das hatte er sich auch verdient, denn er war in den Jahren 1801–1802 fast ganz zu Fuß von Sachsen nach Sizilien gereist. Das war wirklich ein schöner Spaziergang! David Le Breton schreibt über das Schlafen: „Nach stundenlangem Gehen sind Mittagsschlaf oder Nachtruhe ein Segen. Die Müdigkeit wiegt schwer auf den Gliedern und fordert eine Unterbrechung des Marsches.“ Er selber konnte sich oft kein Hotel leisten, aber: „Die Erinnerung an Lagerfeuer und Nächte unter freiem Himmel überstrahlt mühelos die Erinnerung an die gemütlichsten Hotels.“ (S. 46f.)

Von Saint-Pol-Roux ist diese Anekdote überliefert: Immer wenn er sich schlafen legte, hängte er ein Schild an die Tür mit den Worten: Der Dichter arbeitet. Je mehr ich in diesen Büchern lese, umso heftiger entsteht in mir der Wunsch, auch mal wieder eine große Wanderung zu unternehmen. Wie damals auf der französischen Insel La Réunion, wo mich mein Weg von der Hauptstadt St. Denis am Meer bis zum Gipfel des Vulkans La Fournaise (2631 m) führte. Nachzulesen in meinem 1986 erschienenen Bericht *Tourismus – Exotismus. Tagebuch einer Wanderung auf La Réunion*. Aber als Nächstes werde ich wohl erst mal wieder durch Paris flanieren. Vielleicht mit



einer Schildkröte. WALTER BENJAMIN schrieb in den Notizen zu seinem *Passagen-Werk*: „1839 war es elegant, beim Promenieren eine Schildkröte mit sich zu führen. Das gibt einen Begriff vom Tempo des Flanierens in den Passagen [von Paris].“

Anmerkung

Johann Gottfried Seume: Spaziergang nach Syrakus. Deutscher Klassiker Verlag. Taschenbuchausgabe [2010] · 12.00 · 978-3-458-35183-2; die anderen hier genannten Bücher sind nur noch antiquarisch zu bekommen.

Inhalt

(1)	Evelyn Waugh: Expeditionen eines englischen Gentleman. Diogenes 2018	2
(2)	Alexandre Dumas: Schiffbrüche. Wahre Geschichten. Matthes & Seitz 2017	3
(3)	Victor Segalen: Ziegel & Schindeln. Eine Reise durch China und Japan 1909/10. Matthes & Seitz 2017	4
(4)	Leonie Müller: Tausche Wohnung gegen Bahncard. Vom Versuch, nirgendwo zu wohnen und überall zu leben. S. Fischer 2018	6
(5)	Sibylle Berg: Wunderbare Jahre. Als wir noch die Welt bereisten. dtv 2018.....	7
(6)	Rüdiger Schaper: Alexander von Humboldt. Der Preuße und die neuen Welten. Siedler 2018 ..	8
(7)	In 30 Städten um die Welt. New York, Berlin, Tokio – eine Reise zu den schönsten Metropolen. Gerstenberg 2018	9
(8)	Mary Shelley: Streifzüge durch Deutschland. Reiseberichte. Morio 2018.....	10
(9)	Joan Didion: Süden und Westen. Notizen. Ullstein 2018.....	12
(10)	Stefan Ulrich: Paris. Lieblingsorte. Insel 2018	13
(11)	Guy de Maupassant: Auf See. Unionsverlag 2015	14
(12)	David Le Breton: Lob des Gehens. Matthes & Seitz 2015.....	16